



DIE RETTUNGSBOOTE WERDEN ZU WASSER GELASSEN.

Lissabon ist schon in Sicht...

Am nächsten Morgen kommen die ersten Meldungen von der neuen Minengefahr. Und den Passagieren wird es ungemütlich. Aber man ist ja noch gar nicht drin in der gefährdeten Zone, denn eben erst fährt das Schiff über die spanische Spitze hinaus, vorbei am Golfe de Gascogne. Französische Kriegsschiffe patrouillieren in der Ferne, ein französisches U-Boot zischt vorbei. Unbehelligt zieht der "Terukumi Maru" weiter nach Norden. Die blendende Sonne des Südens ist nur mehr als Sehnsucht geblieben in der Er-

innerung. Graue Wolkenbänke ziehen eilend herauf von Westen. Grau spannt sich der Himmel über dem grauen Meere, als in der Ferne die zerfetzten Felsen von Ouessant ragen. Und unruhig fährt man ein in den Aermelkanal.

Von diesem Augenblick an fährt der "Terukumi Maru" nicht mehr nachts. Ja, zwei Tage und zwei Nächte lang liegt er einsam still und niemand sagt genau warum. Es ist ein bedrückendes Warten und Zögern, man weiß, daß man jetzt fährt ins Ungewisse. Man weiß, daß unsichtbar auf dem Meeresgrund hier

oder dort oder anderswo magnetische Minen liegen. In jedem Augenblick kann unter Donnergetöse das Schiff jetzt auseinanderbersten. Nur die Kinder spielen sorglos und laufen freudig schreiend über Deck. Die Männer spielen Karten und trinken Cognac oder Whisky. Französische und englische Flugzeuge fliegen hinüber und herüber, Torpedojäger wachen und Schlachtschiffe gleiten majestätisch am Horizont dahin. Ein großer Dampfer dampft vorbei: es ist der "Simon Bolivar". Freundlich winken die Menschen einander zu, und tags darauf hatten die brodelnden Meereswellen 140 dieser Menschen fortgetragen in die Unendlichkeit. Der "Simon Bolivar" fährt seinem Tode entgegen...

Heil fährt der Japaner aus dem Kanal in die Nordsee ein. Er fährt an London vorbei noch etwas nach Norden, wendet sich dann der Küste zu... Eben treten die Passagiere — es kann etwas nach 1 Uhr gewesen sein — aus dem Speisesaal heraus. Die einen spazieren auf dem Deck, die anderen gehen zurück zu ihrer Kabine. Zwei Männer spielen noch Karten in einer Ecke: mein englischer Freund, Kapitän eines Handelsschiffes und ich, der Luxemburger. Nur zwei oder drei Stunden noch und das Schiff wird die gefahrlose Küste erreichen. Der Engländer hat die Partie verloren, zum Abendtisch wird man die Revanche spielen. Und wie das Ziel sich nähert, wächst die Ruhe der Zuversicht. —

Da gibt es ein donnerähnliches Krachen, haushoch zischt das Wasser empor, und schon neigt sich das Schiff rasch zur Seite. Die Menschen laufen wankend über das schiefe sich neigende Deck, ziehen sich an Tauen empor, stürzen zu dem kleinen Raum, wo Rettungsgürtel liegen, für die, die nicht in ihren Kabinen die dort hängenden Gürtel holen können. Die Matrosen wenden die Rettungsboote nach außen und machen sie klar zum Niederlassen. Kinder schreien und Frauen weinen, alles eilt zu den Booten hin. Die Offiziere und die Mannschaft arbeiten in Ordnung und in Ruhe. Aus dem schwarzen Maschinenraum steigen verletzte Heizer herauf, und aus ihren Wunden rinnt das Blut über den Ruß der Hände und Gesichter. An der rechten Vorderseite des Schiffes strömt brausend das Wasser durch die zerrissene Wand. Das Schiff hat sich wieder etwas aufgerichtet, es hat noch nicht zu sinken begonnen. Schon helfen die Matrosen den Frauen und Kindern in die Boote, schon stehen sie fertig an den Tauen. In die schluchzende Angst vor dem lauernden Tode fallen hart und kurz die Befehle. — Langsam schwanken

DIE LETZTEN MINUTEN: RECHTSUEBER GENEIGT; DER BUG VERSINKT RASCH.

